

Camener Zeitung

Volkstreuend für Camen und Umgegend.

Expedition von J. Brombach in Camen.

Deutschland.

Im Reichstage richteten am Freitag die Agrarier in einer Interpellation an die Regierung die Frage, ob sie nicht die gemischten Privatrenten aufheben wolle. Privatrenten sind Anstalten, in denen das ausländische Getreide mit einem Zollertrag von fünf Jahren lagern darf. Geht das Getreide wieder ins Ausland, so bleibt es zollfrei, wird es ins Inland verbracht, so ist der Zoll nachzuschaffen. Hierin sehen die Agrarier eine ungerechtfertigte Begünstigung des ausländischen Getreides, dem so das Eindringen auf den inländischen Markt erleichtert wird.

Die Regierung kann unmöglich das ganze Institut der Renten aufheben, sie sucht aber den Agrariern so weit als möglich entgegenzukommen. Der Reichsfinanzminister erklärte ihnen, daß angestellte Gerichte in der Tat ergeben hätten, daß einzelne Lager Getreide nach dem Auslande überhaupt nicht exportierten und den Zollertrag nur benutzten, um bei günstiger Konjunktur das Getreide auf den inneren Markt zu werfen. Diese Lager sollen aufgehoben werden, während die wirklich ihren Zweck entsprechenden Lager in Danzig, Königsberg und Memel unmöglich entbehrt sind und fortbestehen sollen. Gegen diese eigentlich allseitig zufriedensstellende Erklärung hatte aber Herr v. Pilsch noch Manches einzumenden. Herr v. Pilsch wollte sogar mit dem Landwirtschaftsminister wegen seiner Rede vom 17. Januar ins Gericht gehen. Vizepräsident Schmidt unterbrach ihn aber, als er die Polemik gegen den Landwirtschaftsminister gar zu lange ausdehnte.

Im Reichstage nahm am Sonnabend vor Eintritt in die Tagesordnung der Reichskanzler Fürst zu Hohenlohe das Wort, um zu erklären, daß die verbündeten Regierungen eingehende Erwägungen darüber angestellt hätten, inwiefern die Schwankungen des Silberpreises wirtschaftliche Nachteile für uns mit sich brächten. Solche Nachteile seien unabweisbar eingetreten für unseren Silberbergbau, aber auch für unseren Export nach Silberländern, wenngleich für die Interessenten die Möglichkeit bestehe, sich im Wege der Deckung gegen etwaige Verluste zu sichern. Er unterschätze die Bedeutung dieser Einwirkung nicht, aber man dürfe sie auch nicht zu hoch anschlagen. Das Sinken der Bälten könne aber auch zur Erleichterung der konkurrierenden Ausfuhr aus den Silberländern beitragen. Jedenfalls sei eine Gefährdung unserer Währung nicht eingetreten. Gleichwohl erscheine die Hebung des Silberpreises wirtschaftlich und militärisch als erstrebenswerthes Ziel, das sich aber nur durch internationale Vereinbarungen erreichen lasse, und zwar nur dann, wenn zwischen sämtlichen an dem Weltverkehr beteiligten Staaten Einverständnis herrsche. Dazu sei aber zur Zeit keine Aussicht. Es sei daher nicht angebracht, daß Deutschland die Initiative zur Einberufung einer internationalen Währungskonferenz ergreife. Sollte aber von anderer Seite eine solche Anregung gegeben werden, so würde ihr Deutschland Folge geben. — Eine Besprechung

der Erklärung des Reichskanzlers wird am Dienstag erfolgen.

Das Haus tritt nunmehr in die dritte Beratung des Gesetzesentwurfs über Abänderung des Reichswahlgesetzes zur Wahrung des Wahlsheimnisses ein, in welcher von dem Abg. v. Marquardsen (natlib.) als langjähriges Mitglied der Wahlprüfungs-Kommission festgestellt wird, daß bei unseren Wahlen so gut wie gar keine Verstöße vorgekommen seien, in keinem anderen Lande der Welt sei von Verstößen so wenig die Rede, und darauf könne Deutschland stolz sein. Darauf wird der Gesetzesentwurf angenommen.

Es folgt die Fortsetzung der ersten Beratung des von dem Abg. Auer (soz.) und Genossen eingebrachten Gesetzesentwurfs, das Recht der Verammlung und Vereinigung und das Recht der Koalition betreffend, verbunden mit der ersten Beratung des von dem Abg. Auer (soz.) und Genossen eingebrachten Gesetzesentwurfs, betreffend Vereins- und Verammlungsgewesen. Die Verhandlung wird auf den nächsten Schlußtag vertagt.

Nächste Sitzung Montag 1 Uhr: Gewerbeordnungs-Novelle, Eut.

Das Abgeordnetenhaus hat am Freitag den Rest des landwirtschaftlichen Etats, sowie die Etats der Geflügelverwaltung und der Domänen erledigt. Beim letzten verabschiedete Herr v. Kardorff eine Währungsdebatte zu entfehlen, wurde aber vom Landwirtschaftsminister mit dem Bemerkung abgelehnt, daß der Reichskanzler alsbald im Reichstage über den Stand der Dinge in der Währungsfrage volle Aufklärung geben werde.

Das Abgeordnetenhaus hat am Sonnabend den Forstetat und den Etat der neubegründeten Zentral-Genossenschaftskasse erledigt, deren geschäftliches Gehehen unter der Direktion des früheren Zentralratsabgeordneten v. Hüne von den Agrariern und von Herrn Miquel geprüft wurde. — Am Montag kommt im Abgeordnetenhaus der Justizetat an die Reihe. Die Debatten, die in den letzten Tagen recht langweilig waren, werden dann wieder ein frischeres Gepräge erhalten.

(Zur Marine-Debatte in der Budget-Kommission.) Staatssekretär v. Marschall erklärte in der Budgetkommission des Reichstages auf eine Anfrage des Abg. Lieber (Zentr.), daß eine Vorlage zur Flottenvermehrung für dieses Jahr nicht eingebracht würde, daß aber Erwägungen über eine künftige Vermehrung der Flotte stattfänden. Doch sei die Zeit, wann die Vermehrung eintreten solle, noch nicht bestimmbar. Ein Bedürfnis zur Vergrößerung unserer Flotte sei vorhanden, namentlich zur Vermehrung der Kreuzer, weil der Handel sich immer mehr ausdehne. Dieses Bedürfnis entspringe nicht den Vorgängen der jüngsten Zeit. Eine Veränderung der auswärtigen Politik sei nicht eingetreten und auch nicht beabsichtigt.

Abg. Dr. Lieber (Ztr.): Es gewähre ihm große Beruhigung, daß nach der abgegebenen Erklärung weder der Reichskanzler, noch Herr v. Marschall für irgend

welche abenteuerliche Pläne zu haben seien. Ihm scheine es so, als ob die geplante Flottenvermehrung zu Intriguen gegen die jetzigen leitenden Personen benützt würde, ja sogar gegen den jetzigen, so verhassten Reichstag richte sich die Intrigue. In Bezug auf die vom Abg. v. Kardorff angeregte Möglichkeit eines Krieges mit England möchte er an ein Wort Bismarcks erinnern, das er mit Bezug auf einen Krieg zwischen England und Rußland gebraucht: es wäre ein Krieg zwischen einem Walroß und einem Bären. Allerdings gebe es bei uns vielleicht einige hundert „Flotten-enthusiasten“, denen stehe aber die übergroße Mehrheit der Nation entgegen, und würde wegen dieser Frage an das Volk appelliert, dann wäre die Regierung einer gründlichen Niederlage sicher. Er habe aber das Vertrauen zur Regierung, daß sie sich auf solche Abenteuer nicht einlassen würde.

Abg. Bebel (soz.): Trotz der Erklärung des Herrn v. Marschall bin ich nicht überzeugt, daß in den letzten Jahren unsere auswärtige Politik unverändert geblieben ist. Im Gegenteil sei zu seiner Zeit eine größere Ungewißheit über Absichten und Pläne der Regierung bemerkt worden. Man solle nicht warten, was die Zukunft bringe, sondern die Frage sofort zur Entscheidung bringen; da die eventuelle Flottenvermehrung eine Folge unserer auswärtigen Politik sei, müsse sie auch bei diesem Etat erledigt werden. Wenn man von ein paar Hundert Flottenenthusiasten spreche, so sei zu berücksichtigen, daß Einer darunter sei, der begeisteter sei als alle Anderen, und gerade dieser habe einen ungeheuren Einfluß.

Staatssekretär v. Marschall: Abgeordneter Bebel habe übersehen, daß in der obigen Erklärung ausdrücklich hervorgehoben sei, daß die bestehenden Rechte der Verträge geschützt werden sollen. Das sei doch eine klare und keine unersprechbare Politik.

Abg. Richter: Die Flottenenthusiasten seien in zwei Klassen zu teilen, in ehrliche Kolonialschwärmer und in gewisse Intriganten, die sich bei jeder Gelegenheit einfinden, die ihnen günstig für ihre Pläne erscheint. Ihr Ziel ist darauf gerichtet, den jetzigen Reichskanzler und Herrn v. Marschall zu bestreiten, um ein „schnelles Regiment“ aus Rußland zu bringen, das auch vor einem Verfassungsbruch nicht zurückschreckt. Die Erklärung des Herrn v. Marschall sei nicht geeignet, Beruhigung zu bringen. Zum Schluß richtet Richter an den Staatssekretär die Frage, ob er die Verantwortlichkeit für die vom Kaiser an den Präsidenten Krüger nach Transvaal gerichtete Depesche übernehme.

Staatssekretär v. Marschall erklärt, die volle Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen. Abg. v. Kardorff legt Verwahrung dagegen ein, daß jemand an Plänen beteiligt sein könne, die darauf ausgingen, den Kanzler und seine Mitarbeiter zu stürzen. Er für eine Person könne keinen besseren Reichskanzler unter den gegebenen Verhältnissen denken als Fürst Hohenlohe.

Abg. Dr. Hammacher wünscht die Vorlegung eines Weißbuchs über die auswärtigen Angelegenheiten.

Abg. Dr. Lieber schließt sich diesem Wunsch an. Hierfür wird zur Beratung der einzelnen Positionen des Etats übergegangen.

Als eigentliche Urheber und nachhaltige Verfechter des neuen Zuckersteuergesetzes werden der „Freimüthigen Zeitung“ aus gut unterrichteten Kreisen genannt: 1) Hausminister von Wedel-Piesdorf, 2) Königlich Amtsrat A. von Dieze-Barby, 3) Schlosshauptmann W. von Alvensleben-Neugattersleben. Falls das neue Gesetz mit einer Ausfuhrprämie von 4 Mk. per 100 Kilo (anstatt der bisherigen 1,25 Mark) zu Stande käme, würden die Zuckerfabriken obiger drei Herren folgende Mehreinnahme zu verzeichnen haben:

1. Fabrik Belleben 30 000 Dp.-Ztr. Zucker
à 2,75 M. = 82 500 M.
2. „ Barby 40 000 Dp.-Ztr. Zucker
à 2,75 M. = 110 000 „
3. „ Hohenleiden 45 000 Dp.-Ztr. Z.
à 2,75 M. = 123 750 „

Zusammen 316 250 M.
Daß zur Aufbringung derartiger Lebensgaben für notorisch reiche Leute der Inlandsbedarf herangezogen werden soll, das ist in der That das stärkste Stück, das bisher versucht worden ist.

(Preussischer Städtetag.) Der gestern Mittag im Berliner Rathause zusammengetretene, auf Veranlassung des Berliner Magistrats einberufene preussische Städtetag war von 61 Städten Preussens vertreten, u. a. auch von Dortmund, Gagen und Hamm. Eine von Berlin vorgeschlagene Petition mit einem Antrage Bendor-Breslau wurde einstimmig angenommen. In der Petition wird ausgeführt, daß der Gemeinde kraft ihres Rechts auf Leitung der äußeren Schulangelegenheiten die Befugnis einzuräumen sei, die von ihr über die gesetzliche Mindestforderung hinausgehenden Schulleistungen nach eigenem Ermessen zu regeln. Auch den Städten mit mehr als 25 Schulfällen sind die zugesicherten Staatsbeiträge unverkürzt fort zu gewähren. Die über die Staatsbeiträge hinaus noch abzuführenden Staatszuschüsse sind nicht nach mechanischem Grundsatz, sondern nach dem wirklich vorfindenden Bedürfnis unter die Schulunterhaltungs-Pflichtigen aller Klassen zu verteilen. Die Voraussetzungen über den Umfang der Leistungen der Schulunterhaltungs-Pflichtigen sind durch gesetzliche Normen festzustellen. Der Termin für das Inkrafttreten des Gesetzes ist frühestens auf den 1. April 1897 festzusetzen. Auf Antrag Westerborg-Kassel wird darauf gegen wenige Stimmen beschloffen, Angehörige der unabweislichen weiteren Angriffe auf die Städte einen ständigen deutschen Städtetag zu gründen und beauftragt Vorbereitung desselben eine 7-gliedrige Kommission zu wählen.

(Gedenkfeier der Post- und Telegraphenbeamten.) Freitagabend hatten sich etwa 1000 Beamte der Reichspost- und der Telegraphen-Verwaltung mit ihren Angehörigen im Krollischen Stadtsaal versammelt, zu einer erhebenden Gedenkfeier verla-

Die Millionenerbschaft.

Roman von Friedrich Friedrich.

(45. Fortsetzung.)

Adolf, der immer noch nicht frei von Zweifeln war, zeigte wenig Lust, bei der Begegnung am folgenden Morgen zugegen zu sein. Nidiger bestand in diesem darauf und auch Strauß freute sich über den schlaun Plan des Schmiedes.

Nidiger setzte Zadek von der Verabredung in Kenntnis und dieser, der von der Anwesenheit des freien Nidigers in Götting keine Ahnung hatte, jubelte auf bei dem Gedanken, denselben dem Gerichte überliefern zu können. Daß er Schonung über werde war von seinem Charakter nicht voranzufegen, er versprach Nidiger, nicht ohne Hilfe der Polizei zu kommen.

Nach früher als verabredet, begab Nidiger und Adolf sich am folgenden Morgen nach der Weinstraße. Nidiger befand sich in heiterster Stimmung. „Der Schläne wird sich in seinem eigenen Netz fangen“, sprach er. „Er wird mir alles Schlimme wünschen, aber einen Betrüger zu entlarven, bleibt immer eine verdienstvolle That.“

In Adolfs Brust tauchte ein Gefühl des Mitleids auf und er sprach dies aus.

Nidiger stand still und blickte ihn ernst an. „Du empfindest Mitleid mit einem Manne, der auf das Höchste erfreut sein würde, wenn es ihm gelingen wäre, Dich um die ganze Erbschaft zu betrügen“, sprach er. „Daß Du ihm je ein Unrecht gethan? Er kennt Dich nicht und doch will er Dich betrügen. Glaubst Du, er würde das geringste Mitleid empfinden, wenn er Dir alles rauben könnte und Dich dem größten Elende preisgäbe? Der rechte Weg ist der, auf dem man unerschrocken weitergeht, ohne anderen Unrecht zu thun, ohne sich selbst ein Unrecht gefallen zu lassen!“

Sie langten in der Weinstraße an. Nidiger bestellte eine falsche Wein und schenkte lustig ein. Ragenthal war noch nicht da. Ein einfacher gekleideter Mann trat ein, ließ sich am Nebentisch nieder, warf einen flüchtigen Blick durch das Zimmer, bestellte Wein und schenkte sich dann ganz in eine Zeitung zu vertiefen.

Nach kurzer Zeit trat Thomas Klinton ein. Auch er warf einen schnellen prüfenden Blick durch das

Zimmer und schritt dann auf Nidiger und Adolf zu. Daß sie gekommen waren, schien ihm ein günstiges Zeichen zu sein. In freundlichster Weise begrüßte er sie.

„Ich hoffe, Sie haben nicht lange auf mich gewartet“, sprach er, nicht ohne Absicht eine goldene Uhr aus der Tasche ziehend und nach derselben sehend. „Es lag uns daran, Sie nicht zu verfehlen, deshalb sind wir früher gekommen“, entgegnete Nidiger und ließ sich noch ein Glas bringen.

Mit freundlichster Miene ließ Klinton sich neben ihm nieder.

„Nun, ich hoffe, Sie werden mein Anerbieten in Beratung gezogen haben und zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß Sie durch das Geschäft einen weit größeren Gewinn erlangen werden, als ich“ sprach er.

„Das ist der Punkt, über den wir noch in Zweifel sind“, entgegnete Nidiger mit der Miene eines Mannes, der Lust hat, einen Gegenstand zu erwerben, denselben indessen herabschätzend, in der Hoffnung, ihn für einen geringen Preis zu bekommen. „Wir wollen Ihr Anerbieten nicht zurückweisen, hoffen aber, daß Sie von Ihrer Forderung ablassen werden.“

„Sie verkommen nicht“, erwiderte Klinton. „Ich habe den Wert meines Geheimnisses in keiner Weise überschätzt, wäre es meine Absicht, Sie zu übervertellen, so würde ich die doppelte Summe verlangt haben, sie wäre ja für Sie immer noch eine geringe, im Verhältnis zu dem, was für Sie auf dem Spiele steht.“

„Das mag sein, allein Sie dürfen auch nicht vergessen, daß wir etwas erwerben sollen, was wir nicht kennen“, bemerkte Nidiger. „Dieses Bedenken würde nicht in Ihnen aufsteigen, wenn ich Ihnen näher bekannt wäre“, fuhr Klinton fort und spielte mit der goldenen Uhrkette auf seiner Brust. „Ich räume Ihnen gerne ein, daß ich Ihnen das Geheimnis mitteilen könnte, ohne einen Nachteil davon zu haben, ich meine indessen, der ist ein Thor, der einen erlaubten Gewinn nicht mitnimmt. Dagegen läßt sich wohl kaum etwas einwenden.“

„Allerdings — indessen...“ entgegnete Nidiger, als ob er von der Wahrheit der Worte überzeugt wäre. „Ich verarge das niemand, aber in diesem Falle hoffe ich, daß Sie nicht unbillig sein und mit einer geringeren Summe sich begnügen werden.“ „Ich pflege in solchen Angelegenheiten nicht zu handeln“, sprach Klinton der sein Ziel sicher zu erreichen wußte, mit ruhiger Entschiedenheit. „Es

steht ja vollständig bei Ihnen, ob Sie auf mein Anerbieten eingehen wollen oder nicht.“

In diesem Augenblicke trat Zadek ein. Klinton hatte ihn sofort bemerkt, er zuckte zusammen, seine Züge entfarbten sich und mit unmerklicher Hast den Kopf zurückwendend um die Uhrkette zu verbergen, wandte er sein Gesicht ab.

Zadek trat auf Nidiger zu. „Ah, ich glaube, wir kennen uns bereits“, sprach er, vor Klinton stehen bleibend und ihn ansehend.

Klinton erwiderte den Blick mit möglichster Ruhe, allein seine Rechte, welches das Weinglas erfaßt hatte, zitterte sichtbar. „Ich habe nicht das Vergnügen“, erwiderte er.

„Nicht?“ fuhr Zadek fort. „Wir sind uns bereits in Newyork begegnet, damals trugen Sie freilich einen Bart und einen weniger feinen Rock, diesen werden Sie von dem Gelde gekauft haben, das Sie mir geraubt haben.“

„Mein Herr, ich verstehe Sie nicht!“ rief Klinton sich erhebend.

„Ich denke doch, Herr Ragenthal!“ entgegnete Zadek. „In Newyork hat Sie die Polizei vergebens gesucht, um so mehr freue ich mich, Sie hier zu finden.“

Ragenthal schwieg einen Augenblick, man sah ihm an, daß er mit sich kämpfte. Daß er erkannt war, konnte ihm nicht mehr zweifelhaft sein, flüchtig glitt sein Auge über Nidiger, um sich zu überzeugen, ob er ihn verraten habe.

„Ich verstehe Sie nicht, mein Name ist Klinton, Thomas Klinton“, sprach er.

„Sie heißen Ragenthal und haben mich beraubt“, rief Zadek. „In Newyork sind Sie mir entronnen, hier soll Ihnen das nicht gelingen. Ha! Sie tragen sogar die geraubte Uhrkette!“

Ragenthal sprang einen Schritt zurück; er war auf das Äußerste vorbereitet und nicht gesonnen, sich für verloren zu geben. Hastig riß er den Rock auf und zog einen Revolver aus der Tasche. Er er denselben noch auf Zadek gerichtet hatte, war der Mann an dem Nebentisch aufgesprungen und einen Schlag seiner Faust traf den Arm Ragenthals, daß die Waffe ihm entfiel und der Arm gelähmt niederfiel. „Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes!“ sprach er, Ragenthals Arm umfassend.

Der Ueberlistete stand zitternd da, zu unerwartet war alles gekommen.

„Sie scheinen ganz vergessen zu haben, daß ich Sie noch von D. her kenne!“ rief Nidiger. „Wenn ich zurückgekehrt bin, werde ich Ihrem Bruder erzählen, wie es Ihnen ergangen ist. Das Geheimnis, welches Sie uns verraten wollten, ist Ihnen teuer zu stehen kommen — nun, Sie werden Zeit gewinnen, darüber nachzudenken und erkennen, daß es nicht so leicht ist, uns zu betrügen.“

Ein unsagbar gehässiger Blick des Ueberlisteten traf ihn. Zadek zog ihm die Uhr aus der Tasche. „Dies ist meine Uhr und Kette!“ rief er. „Hoffentlich besitzt er auch das Geld noch, welches er mir geraubt hat.“

Ragenthal blickte sich hilflos um; gab es keinen Weg der Rettung mehr für ihn? Ein zweiter Polizeibeamter trat in das Zimmer und näherte sich dem Verhafteten, eine Flucht desselben war nicht mehr zu befürchten.

Ragenthal hat nicht um Schonung, denn er wußte, daß diese Bitte vergebens sein werde, er sprach kein Wort, aber sein Auge blickte drohend und gehässig. Am meisten schmerzte es ihn, daß sein Plan gescheitert war.

Die Polizeibeamten führten ihn fort.

Zadek sprach Nidiger nochmals seinen Dank aus, dann entfernte auch er sich.

Nidiger war in der heitersten Stimmung. „Ragenthal haben wir nicht mehr zu fürchten“, sprach er. „Wenn er wieder in Freiheit kommt, sind wir hoffentlich längst heimgekehrt. Ich wünschte Zadek nur ein gleiches Schicksal.“

17. Eine unerwartete Eröffnung.

Zwei Tage später erhielten Adolf und Marie eine Vorladung zu dem Gerichte, dem die Entscheidung über die Erbschaftsangelegenheit oblag. Nidiger und Strauß begleiteten sie. Sie trafen auch Gdih und Karsten anwesend.

Der Advokat stand allein an einem Fenster und blickte durch dasselbe auf die Straße hinaus, um dem Kapitän auszuweichen, für dessen Verleumdung er keine Genugthuung verlangt hatte. Karsten hatte ihm bei seinem Eintreten einen sehr herausfordernden Blick zugeworfen, doch kühlte er am wenigsten an dieser Stelle Luft, den Streit wieder aufzunehmen.

Mit größter Spannung erwarteten alle das Eintreten des Richters, denn sie sahen einer Entscheidung über die Erbschaft entgegen.

melt, die der Erinnerung an die ruhmreiche Tätigkeit der Post und Telegraphie im deutsch-französischen Kriege galt. Den Mittelpunkt der Versammlung bildete der General-Postmeister Staatssekretär Dr. v. Stephan. Nach einer Ansprache des Ministerial-Direktors a. D. Sachske hielt Dr. v. Stephan eine mit brausem Jubel aufgenommene Rede, in der er mit wichtigen Worten der großen Zeit vor 25 Jahren gedachte. An den Kaiser wurde ein Begrüßungstelegramm abgesandt. Die Feier verlief unter theatralischen und musikalischen Aufführungen auf das Glänzendste.

— **(Die Abreise des Freiherrn von Hammerstein.)** Aus Brindisi wird gemeldet: „Freiherr von Hammerstein ist heute früh 6 Uhr unter der Bedeckung deutscher und italienischer Polizeibeamten über Ala nach Berlin abgereist, wo die Ankunft Dienstag früh gegen 6 Uhr erfolgt ist.“

— **(Gegenmaßregeln.)** Das scharfe Vorgehen der preussischen gegen die großen amerikanischen Lebensversicherungs-Gesellschaften hat, wie zu erwarten war, jenseits des Ozeans Gegenmaßregeln hervorgerufen. Folgendes Telegramm berichtet darüber:

„Die Legislatur des Staates New-York hat jenen einen Beschluß zum Gesetz erhoben, nach welchem dem Superintendenten des Versicherungsweises des Staates ausgedehnte Machtvollkommenheiten verliehen werden, um gegen europäische Gesellschaften, welche Versicherungsgeschäfte im Staat New-York betreiben, sehr strenge Repressalien auszuüben. Die Bill enthält einen Zusatzparagraphen, wonach diese erschwerten Geschäftsbedingungen nur auf solche Gesellschaften anwendbar sein sollen, welche in Ländern ihren Sitz haben, deren Behörden gegen amerikanische Versicherungs-Gesellschaften aggressiv vorgegangen sind. Die Spitze des Gesetzes ist also direkt gegen Preussen gerichtet und gegen die betreffende Versicherung des Ministeriums des Innern, durch welches die Equitable, New-York und Mutual-Lebensversicherungs-Gesellschaft betroffen wurden.“

— **(Die Disziplinaruntersuchung gegen „Mabekant“)** wegen der vorzeitigen Veröffentlichung des Gnabenerlasses für die Armee durch den „Vorwärts“ ist nunmehr geschlossen worden. Der „Reichsanzeiger“ sagt zum Schluß seiner Mitteilungen darüber: „Der Sachverhalt ist — dank den Aussagen der Redakteure des „Vorwärts“ — bis jetzt dahin klargestellt, daß die Angehörigen des Kriegsministeriums von jeder Schuld entlastet sind und daß ferner ein Diebstahl bei der Firma G. S. Mittler und Sohn vorgekommen ist.“

Der diesen Diebstahl begangen hat, soll durch die weitere Untersuchung festgestellt werden.

— **Dem Abg. Fehr. v. Mantuffel** kostet die Freundschaft mit Hammerstein 90000 Mk., deren Verlust Herr von Mantuffel nur sehr schwer ertragen kann. Ein Gefälligkeitsaccept Mantuffels hat legerer nämlich schändlich mißbraucht. In parlamentarischen Kreisen erzählt man sich, daß Herr v. Mantuffel nur deshalb gewillt sei, von seinem Amt als Landesdirektor zurückzutreten, um es für Herrn v. Hammerstein frei zu machen.

— **Stöcker** sprach am Freitagabend in der Tonhalle zu Berlin über „die Scheidung der Christlich-Sozialen von der konservativen Fraktion.“ Der Saal war dicht gefüllt.

„Der Schritt“, so begann Stöcker, „den Viele gewünscht und Viele gefürchtet haben, ist nun gethan! Es war ein schwerer Schritt, der mir blutiger geworden. Wenn man so lange mit einander gekämpft hat, ist es immer schmerzhaft, sich von alten Kampfgenossen trennen zu müssen. Doch können wir ja neben einander kämpfen! Wenn wir die konservative Fraktion verlassen, wenn wir in der organisierten Partei kein Unterkommen finden, so bleiben wir doch lebendige Teile der großen konservativen Gesamtbewegung im christlich-sozialen Sinne. ... Allerdings haben sich die Anschauungen der konservativen Partei über die christlich-soziale Partei geändert. Ich bin kein Anderer

geworden in all' den Jahren, aber in konservativen Kreisen hat sich manches geändert. (Sehr richtig.) Wir wollen jetzt unsere sozialen Dinge frei von jedem Druck und Zwang behandeln. (Beifall.)

Es zeigten sich seit einiger Zeit gewisse Strömungen in den konservativen Kreisen, die sich mir persönlich nicht freundlich entgegenstellten. Die Treiberei begann mit dem bekannten sog. „Scheiterhaufen“-Brief. Ich habe mich des Briefes nicht zu schämen, denn damals operierten die Mittelparteien mit den schimpflichsten und verruchtesten Mitteln, um den jungen Kaiser in ihre Netze zu fangen. Die „Konf. Korresp.“ von damals hatte mit mir dieselbe Döckel gezogen. Als ich von meinen Sommerferien heimkehrte, mußte ich wahrnehmen, daß mich die „Konf. Korresp.“ preisgegeben hat. Das war der Anfang meiner Mißgunst, denn ich wurde kaltblütig dem Haß des Volkes überliefert. Ich durfte als Mitglied der Eskommission mindestens verlangen, daß die „Konfervative Korrespondenz“ sich vorher an mich wandle, ehe sie ihren Artikel über den Scheiterhaufen-Brief veröffentlichte. (Sehr wahr!) Nun sollte ich weiter in das Verbrechen jenes unglückseligen Mannes mit verwickelt werden, der bis dahin Führer der Konservativen war. Die mittelparteilichen Blätter waren diesmal in ihrer Hitze schlechter, als die Judenpresse, und viel schlechter, als die Sozialdemokratie. Ein Beispiel gleicher Gemeinheit ist mir bisher nicht vorgekommen! In einer so schweren Zeit, wo es den Kampf auf Leben und Tod gilt, muß man doch vor allen Dingen darauf rechnen können, in seiner eigenen Partei Schutz zu finden. Und in einer so schweren gewitterstürmischen Zeit denkt sich Graf Schlieffen aus, wie er mich aus dem Eskommissionen und da dachte sich im Reichstage Prinz Hohenlohe aus, wie er mich aus der konservativen Partei ausschließen konnte. (Pfeil!) Schön ist das nicht und nobel ist das auch nicht! (Lebhafter Beifall.) Auf die guten treuen Freunde im Landtage kann ich mich jederzeit verlassen, da ginge es etwas nicht. Es kam dann im Eskommissionen Graf Schlieffen mit einer Anregung, daß man mir mein Auscheiden nahe legen sollte, ohne daß ich darin ein Mißtrauensvotum zu erheben brauche. Der Antrag wurde damals nicht verhandelt, und ich durfte hoffen, daß ein Antrag von solcher Unversämtheit nicht wiederkehren würde. (Lebhafter Beifall.) Er kam aber doch wieder!

Ich habe im Eskommissionen folgende Gesichtspunkte vertreten: Man muß das Recht der Arbeiterbewegung anerkennen, soweit sie nicht auf den Umsturz des Bestehenden gerichtet ist. Wenn es gelänge, die Arbeiterkraft in Berufsvereine zu gliedern, so wäre das ein großer konservativer Fortschritt. Der Umsturz ist organisiert, es gilt, in diese proletarische Masse Licht und Luft und Ordnung zu bringen, und es ist nichts konservativeres als die Bildung solcher Berufsvereine. Aber in all' diesen Punkten finde ich in konservativen Kreisen ein gewisses Mißtrauen. Im Kampf mit einer so großen dämonischen Macht wie die Sozialdemokratie muß man Geduld haben — aber geändert hat sich doch schon viel und zwar durch die soziale Reform und die Frucht des Sozialistengesetzes. Aber die Sozialdemokratie ist so gefährlich, weil sie innerlich so zerfetzend wirkt. Sie kann nur durch die lebendige Macht des Christentums überwunden werden. Die Mittelparteien, die sich geradezu hervordrängen zum Kampf für Religion, Sitte und Ordnung, können diesen Kampf nicht führen, Glauben Sie, daß man mit der „Nat.-Z.“, der „Köln. Z.“ und der „Post“ lebendiges Christentum pflanzen kann? (Rufe: Kumbung!) Dazu gehört ein tiefer voller Ernst und eine möglichst freie, vom byzantinischen Geist befreite Kirche. (Beifall.) Ich las da in der Zeitung: Die Konservativen gehen jetzt nach rechts, Stöcker nach links! (Heiterkeit.) Nein, das ist grundfalsch, Stöcker geht noch weit rechter! (Beifall.) Wir Alten wollen ruhig unsern vorgezeichneten Weg

weiter gehen und auf unserm Parteitage am 26. d. M. diese Dinge weiter besprechen. Die konservative Partei hat die werbende Kraft im arbeitenden Volke verloren. Nach meiner Meinung muß die konservative Partei sozial wirken, sie muß an den kleinen Mann denken. Es wäre nichts gefährlicher, als eine Verbindung der konservativen Partei mit den Mittelparteien. Die konservative Partei gehört dem Volk und nicht den Bourgeois! (Beifall.) Es muß ferner gekämpft werden für eine freiere Gestaltung der Kirche, und auch der Kampf gegen die Annahmen und Uebergriffe des Judentums darf nicht aufhören! (Lebhafter Beifall.) Und an diese Arbeit wollen wir einmal schießlich und friedlich herangehen, und ich rufe allen treuen Mitarbeitern zu: In Gottes Namen Vorwärts! (Lang anhaltender Beifall.)

Bei Schluß der Versammlung wurden Hochs auf Stöcker ausgedrückt, welche er mit einem solchen auf die freie christlich-soziale Partei beantwortete. Im Großen und Ganzen war die Stimmung eine gedrückte: die wiederholte Aufforderung vom Vorstandstisch, die Mitgliedschaft der christlich-sozialen Partei zu erwerben, fand wenig Gehör; die ausliegenden Listen blieben fast ganz leer.

— **Die Wahl eines zweiten Sozialdemokraten** in den Gothaer Landtag für den wegen Unterschlagung bestraften Abgeordneten Glaser ist durch den Ausfall der Wahlmännerwahlen gescheitert.

Nusland.

— **(Schon wieder ein Skandal.)** Der General-Inspektor der Posten und Telegraphen Freiburg ist flüchtig geworden. Er soll f. z. bei der Uebernahme der Telephon-Verwaltung durch den Staat die Staatskasse um zwölf Millionen geschädigt haben.

Belgien.

— **In der Kammer** in Brüssel fand ein heillosen Skandal statt. Die Sozialisten insultierten den König in der gemeinsamen Weise. Dem König rief der König erniedrigte seine Majestät bei Pariser Halbweibchen. Hierauf brach ein ungeheurer Tumult aus. Das Haus sprach seinen Absichten über die schweren Beleidigungen des Königs aus.

Großbritannien.

— **(Britischer Flottenplan.)** Dem „Glasgow Herald“ zufolge umfaßt der neue britische Flottenplan den Bau von vier Schlachtschiffen erster Klasse, zehn Kreuzern und sechzig Torpedoschiffen mit einem Kostenaufwande von 9 1/2 Millionen Lfr.

Bulgarien.

— **Kaiser Nikolaus II.**, der schon eine Art von Protektorat über den Sultan und das türkische Reich ausübt, läßt auch dem Fürsten von Bulgarien — dem „Usurpator“ — endlich Gnade ausgeben, Gnade im Namen der orthodoxen Kirche, aber auch im politischen Interesse des Nordreiches. Der Zar hat dem Koburger folgende Depesche übersandt: „Ich gratuliere Ew. Hoheit herzlich zu dem mir durch den Brief vom 21. Januar mitgeteilten patriotischen Entschluß. Generalmajor Graf Golenistichew-Rutowski wird in meinem Namen der Feier des Uebertritts des Prinzen Boris zur Landeskirche beiwohnen und meine Anwesenheit überbringen. Nikolaus.“

Wie geräuschlos verlautet, steht die Ernennung des russischen Votachters in Berlin v. Escharko zum diplomatischen Agenten Rußlands in Sofia bevor.

Damit wird an die Zeit vor der gewaltsamen Einführung und der späteren Abwanderung des Fürsten Alexander von Battenberg angeknüpft. Die damals mißlungene Mission Raulbars' erzählt eine für Rußland günstigere Fortsetzung. Acht Jahre hielt das bulgarische Volk den Raden fest, entwickelte sich auf jedem

Gebiete und erfreute sich der Achtung der gesamten zivilisierten Welt. Nicht volle zwei Jahre nach dem Abgange Stambulows haben genügt, aus der selbstbenutzten Nation eine willensvolle Heerde zu schaffen, wie sie es unter türkischer Zeit war.

Westfalen und Rheinland.

— *** Camen. (Zur Erinnerung.)** Am 9. Februar 1801 wurde der Friede zu Luneville zwischen Frankreich, Österreich und dem deutschen Reiche geschlossen. Es war ein recht trauriger Friede! Der Rhein wurde darin als Grenze des Deutschen Reiches angenommen, so daß es im Süden wieder wehrlos den Plünderungen und dem Leben mit der Franzosen preisgegeben war. Belgien und all das deutsche Land am linken Ufer des Rheins mußte französisch bleiben. Das war eben jene traurige Zeit in welcher das zerstückte Deutschland allen Angriffen gegenüber infolge seiner Uneinigkeit wehrlos dastand und der raubgierige Nachbar es wagte, sich bei günstigen Gelegenheiten die ihm passenden Stücke Landes anzueignen. — Der Grundstein zu der Wachtstellung Deutschlands wurde, wenn man den Dingen wirklich auf den Grund gehen will, am 10. Februar 1860 gelegt. An diesem Tage legte das preussische Ministerium des Abgeordnetenhauses die Gesetzentwürfe in Betreff der Vereinsorganisation vor. Durch die neue Vorlage sollte die Friedensstärke von ca. 150,000 Mann auf ca. 213,000 gesteigert werden, die gesamte Dienstpflicht in der Linie incl. Reserve sollte von 5 auf 7 Jahre erhöht, dagegen der Dienst in der Landwehr 1. Aufgebots von 7 auf 4, in der 2. Aufgebots von 7 auf 5 Jahre herabgemindert werden. Es war der Gedanke des Prinz-Regenten, späteren Kaisers v. Königs Wilhelm I. ein starkes Heer zu schaffen gegenüber dem kurz oder lang zu erwartenden Angriff des feindlichen Nachbarn im Westen.

— *** Camen, 12. Febr. (Ankündigung.)** Die Gewerkschaft „Monopol“ hat das Rittergut Ned., etwa 1/2 Meile östlich von Camen, gekauft.

— *** Camen, 10. Febr. (Koncert.)** Am Sonntagabend gab der hiesige katholische Männer-Gesangs-Verein ein Konzert zum Besten des Neubaus der Kirche. Der genannte Verein durch seine Leistungen auf dem Gebiete des Gesanges und der Schauspielskunst sich einer ganz besonderen Beliebtheit der Camener Bürgererschaft erfreut, in derselben sich ferner die edle Aufgabe gestellt hatte, durch die Einnahme an dem Abende zum Bau einer neuen Kirche beizutragen, so konnte es nicht fehlen, daß die weiten Räume des Reinhardtschen Saales bis zum letzten Platz gefüllt waren. Die Anwesenheit einer sehr großen Anzahl Nichtkatholiken war ein neuer Beweis des guten Einvernehmens zwischen den verschiedenen Konfessionen. Eröffnet wurde das Konzert durch die heiteren Klänge eines Festmarsches der Herzog'schen Kapelle, welche überhaupt sämtliche Musikstücke erst zum Vortrag brachte. Die verschiedenen Stübe wurden von dem Verein unter der anerkant tüchtigen Leitung des Herrn Hauptlehrer Hartinghausen musterhaft vorgeführt. Den Glanzpunkt bildete das Lied „Das treue deutsche Herz“ von Ditz, welches unter Orchesterbegleitung von einem Chor von Männern und Knaben vorzüglich gelungen wurde. Eine besondere Kunstleistung verhalf uns Frau Kuffel, die weil es einem guten Zweck galt, mehrerelieder mit so zauberndem Einbruch und war der Beifall nach jedem Liede ein rauschender. Nimmere gelangte das Theaterstück „Kasperl in Kamerun“ zur Aufführung. Dieses, ein köstliches Humor durchwirktes Stück war von den Darstellern — sämtlich Mitglieder des Gesangsvereins — auf sorgfältigste Art einstudiert und wurde vorzüglich aufgeführt, so daß die Radikalmisler der Jünger beständig in Bewegung gehalten wurden. Das Tergelt „Die rheumatische Kannele“ war von hochkomischer Wirkung. Zum Schluß wurden zwei Pantomimen „Müller und Affe“ und „Die beiden geprellten Liebhaber“ von verschiedenen Herren in ganz vorzüglicher Weise dargestellt. Alles in Allem genommen, war das Konzert ein vorzügliches, und es wird bestenfalls, daß, wenn der katholische Männer-Gesangsverein wieder ein solches Fest veranstaltet, ihm ein volles Haus sicher ist. Dank allen Darstellern, die sich in der Dienst der Wohlthätigkeit gestellt haben; sie tragen bei Bewußtsein in sich, für einen guten Zweck gewirkt zu haben.

— *** Niederrassen. (Strafamt am 8. Febr.)** Einen recht schlimmen Besuch bekam am 30. Dezember vorigen Jahres der Anwalt Karl Didel in Niederrassen, nämlich den Bergmann Karl Konradel von dort, welcher in einer recht rauflustigen Stimmung war. Didel sagt zu Konradel, er möge sich ruhig entfernen, da es jetzt Zeit ist, sich zu Bett zu begeben. Davon wollte Konradel nichts wissen, er ergreift vielmehr eine große gefüllte Waffentasche und schlägt damit den alten Mann vor den Kopf, daß eine große blutige Wunde entsteht; hiermit hat Konradel noch nicht genug getan; als er von anderen Personen hinausgeführt worden war, brach er eine Zange los; inzwischen war auch Didel hinausgegangen.

Die vier Kahlköpfigen.

Humoristische Skizze von F. H.

(Schluß.)

„Aber meine Herren“, sagte ich, „Sie irren sich gewaltig, wenn Sie glauben, daß ich mich erfreue, mit Ihnen Spaß zu treiben! Mit nichts! Ich will — wissen Sie — für eine Berliner Zeitschrift die Frage beantworten: Welche Ursachen liegen der stetig zunehmenden Kahlköpfigkeit der Männer zu Grunde?“ — und weiß nicht, wie anfangen und wie aufhören. Da die Gefahr droht, daß sich die Redaktion dieser Blattes ein Leid antut, wenn ich diese für die gesamte Menschheit so hochwichtige Frage unbeantwortet lasse, so war ich wohl oder übel gezwungen, auf ein Rettungsnetz zu fassen. Da, zu meinem unbeschreiblichen Glück! — sah ich Sie Sonntags vor mir im Theater sitzen. Ich dankte dem Himmel und beschloß, Ihre bessere Einsicht in der bewußten Angelegenheit zu Rate zu ziehen. Ich gebe mich der angenehmen Hoffnung hin, daß Sie mir deswegen nicht zürnen.

Auf das hin sprach Herr Wenzel Wölckel. „Herren meinige! Wenn Sie den Schicksal (die Geschichte) zu, so thun Sie uns wieder beklagen und thun geben's Bene Habel Auskunft g'scheide über Grundursachen tiefe von Kahlköpfigkeit um'rigt.“ Die Herren lachten sich wieder. Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Ferry Juhacz ließ zuerst seine Weisheit leuchten. „Hät“, hub er an, „was werden das sein für Ursachen? Glaub' ich, bei mir ist Glauben kommen, daher, weil hab' ich, wie vor ich noch Schwaintraiberbin klainer, von mainem Herrn allerwail Schoppschneider kriegt. Hat mir Wuker (Kopf) oft so weh getan, daß hab' ich glaubt, muß werden ein Narr, ein ganz verrückter! Is halt oft (dann) der Sochen, der Hoordoben geworden schwach und sind die Hoor anders gefallen wie bei einem faisten Schwain und noch mehr mochten mehr kaine. Glaub' ich, Hät, was wätsch ich! — No, und worum die Dornen kriegen gottlich Gloger? Glaub' ich, weil sie die Hoor schmerzen mit riechendem Zeug überelander. Bester Schmitz is Schwaineschnatz — glaub' ich! No hät, was wätsch ich!“

Hierauf gab der Franzose seine Antwort ab: „Ich wissen den Ursachen. Wie ist war junges Herr, haben ich immer tragen langen, dichten

Der Richter erschien endlich und teilte ihnen mit, daß Lambrecht ein Testament gemacht habe, welches auf eigentümliche Weise in die Hände des Gerichts gelangt sei. Lambrecht habe daselbe, welches in aller Rechtsform durch den Notar Richard Knog aufgenommen sei, wie ein Brief und der Poststempel beweise, zwei Tage vor seinem Tode an einen Lehrer Brauer in Deutschland gesandt, der sich der von ihm anerkannten Enkelin, Marie Seefeld, angenommen habe. Der Lehrer sei in dem Orte, in dem er eine Stelle innegehabt, nicht mehr anwesend gewesen, sondern habe sich bereits auf der Reise nach Amerika befunden. Der das Testament enthaltene Brief sei in Deutschland von der Postbehörde geöffnet worden, um den Namen des Abwesenden zu erfahren und diese habe ihn dann mit dem Poststempel wieder verschlossen, nach Chicago zurückgeschickt. Da Lambrecht verstorben, sei der Brief dem Gerichte eingehändigt und auf diese Weise in den Besitz des Testaments gelangt. An der Echtheit desselben könne nicht gezweifelt werden, da es die Unterschrift Lambrechts, sowie des Notars Knogs und auch dessen Siegel trage.

Mit fast fieberhafter Spannung hatten alle auf die Worte des Richters, der das Testament in der Hand hielt, gelauscht. Seine nächsten Worte konnten vielleicht die Hoffnung aller vernichten.

„Was enthält das Testament?“ rief Zadek, der seine Unruhe am wenigsten beherrschen konnte, denn ihm ahnte, daß der Anspruch Julianens dadurch beschränkt werde.

Das Testament setzt Lambrechts Enkelin, Marie Seefeld, als die alleinige und Haupterin ein“, gab der Richter zur Antwort.

Das Blut war bei diesen Worten aus den Wangen aller gewichen, selbst Marie war über die Größe des Glückes erschrocken.

„Das Testament hat keine Geltung!“ rief Zadek sich vordrängend. „Es ist nicht auf dem Gerichte niedergelegt, es kann gefälscht sein — ja ich behaupte auch, das es gefälscht ist.“

„Es ist nicht gefälscht“, versicherte der Richter. „Unser Gesetz verlangt nicht, daß ein Testament auf dem Gerichte niedergelegt werde. Lambrechts Unterschrift ist genau geprüft und verglichen, ebenso die des Notars Knog, beide sind als echt erkannt.“

„Ich bestreite seine Echtheit und verlange zunächst, daß das Testament vorgelesen wird“, rief Zadek. Der Richter kam dem Verlangen nach.

Das Testament war sehr kurz und verfügte in einfachen Worten, daß Lambrechts Enkelin, Marie Seefeld, die Tochter der Gertrud Henning, seine alleinige Erbin sei und daß alles, was er hinterlasse, in ihren freien Besitz übergehen solle. In dem beigefügten Briefe an Brauer schrieb Lambrecht, daß er sich sehr schwach fühle und deshalb sein Testament gemacht habe; er forderte Brauer noch einmal auf, mit Marie so bald als möglich nach Amerika zu kommen, damit er die Tochter seines Kindes noch kennen lerne.

Adolf hatte Mariens Hand erfaßt und hielt sie fest in der seinen, seine Augen waren starr auf den Richter gerichtet, er konnte sich nicht recht freuen, daß die Geliebte in den alleinigen Besitz der großen Erbschaft kam, denn das bange Gefühl, daß sie nun nicht die Seinige werde, erfaßte ihn.

Ebith und Karlen waren zu sehr überrascht, als daß sie im Stande gewesen wären, ein Wort hervorzubringen; Nüchtern und Strauch erging es ebenso. Vor Zadecks Augen stimmerte es, denn ihm drohte alles genommen zu werden, er raffte sich indes auf. Jetzt galt es alle Kraft zusammenzunehmen und sein Mittel gegen die Gültigkeit des Testaments unverzüglich zu lassen. Er ließ sich das Testament zeigen und durchlas es.

„Ich bestreite seine Gültigkeit!“ rief er noch einmal.

„Ich bestreite auch das Lambrecht zurechnungsfähig gewesen ist, als er daselbe gemacht hat. Die Zurechnungsfähigkeit ist nicht erwiesen und die als Erbin Bezeichnete hat keine Berechtigung auf die Erbschaft.“

Er hatte die Worte in der größten Aufregung gesprochen, seine Stimme bebte. Der Richter erwiderte, daß Lambrechts Zurechnungsfähigkeit nicht zu bezweifeln sei, da Knog das Testament aufgesetzt habe, er fügte hinzu, daß er den Notar als Zeugen vorgeladen haben würde, wenn derselbe nicht bereits seit längerer Zeit erkrankt und von Chicago abwesend wäre.

„Ich lege hiermit Protest gegen die Gültigkeit des Testaments ein!“ rief Zadek.

Noch einmal bemerkte der Richter, daß das Gericht sich für die Gültigkeit entscheiden werde.

Mit dem Ausdruck der größten Angst und der Verzweiflung wandte der Advokat sich an Ebith und Adolf. „Unterstützen Sie mich!“ rief er. „Sie schweigen, weil Sie nicht ahnen, daß auch für Sie alles verloren ist, wenn das Testament anerkannt wird.“

Adolf schwieg. Konnte er gegen seine Verlobte auftreten?

Karlen hatte das Testament gelesen und seine dunklen Augen leuchteten, denn er hatte eingesehen, daß für Ebith wenig Hoffnung noch vorhanden sei, es schmerzte ihn, allein er konnte sich nicht überwinden, gegen seine Ueberzeugung dem Advokaten beizustehen.

Er sprach wenige Worte mit Ebith und erwiderte dann: „Meine Braut fügt sich der Entscheidung des Gerichts.“

„Aber Sie — Sie!“ wandte Zadek sich an Adolf. „Sie werden nichts erhalten, nichts! Vergebens sind Sie hierhergekommen, zu einer thörichten Komödie, zu der die Aufforderung des Gerichts Sie wie uns alle veranlaßt hat!“

Adolf antwortete nicht.

„Ich füge mich nicht!“ fuhr Zadek in äußerster Aufregung fort. „Ich trete nicht für mich ein, sondern für meine Klientin und ich werde das Recht derselben wahren. Wäre das Testament echt, so würde Lambrecht sicherlich eine Abschrift auf dem Gerichte niedergelegt haben. In den Zeitungen hat das Gericht die Erben aufgefordert sich zu melden, da Lambrecht ein Testament nicht hinterlassen habe; weshalb ist der Notar nicht dagegen aufgetreten, er mußte es ja wissen, wenn er ein Testament aufgenommen hatte?“

Es lag hierin in der That etwas Auffallendes. Der Richter bemerkte, daß er Knog darüber vernahmen lassen werde und verließ das Zimmer.

Zadek trat an Adolf heran. „Weshalb haben Sie sich meinem Proteste nicht angeschlossen?“ rief er. „Wird die Gültigkeit des Testaments anerkannt, dann erhalten Sie nichts, es werden Ihnen nicht einmal die Kosten Ihrer Reise vergütet.“

„Ich weiß dies“, entgegnete Adolf lächelnd. „Ich kann indessen im Interesse meines Vaters ruhig auf die Erbschaft verzichten, wenn dieselbe meiner Braut zufällt.“

„Ihrer Braut?“ wiederholte Zadek überrascht. „Gewiß, ich bin so glücklich, Marie Seefeld meine Braut nennen zu dürfen“, versicherte Adolf.

„Noch hat dieselbe die Erbschaft nicht!“ rief Zadek und führte erregt fort.

(Fortsetzung folgt.)

den 1
Zu
Annon
Raum
oder d
Donn
wer k
der v
geblie
gegen
kaufte
auch
für e
dürfe
unter
Brun
Hau
wegu
Die
und
zu d
vom
h au
sprac
in d
Neder
Beich
in d
Wese
aterd
tin
Er K
lage.
die
jeder
spre
übe
Mi
das
Bals
gesch
Geme
des
Ioh
und
Erf
die
folg
beg
Best
„zun
Polst
Inter
gebe
Geth
beme
einer
Erf
die
nich
Alo
die
sei.
Zu
Bö
Fol
Die
Ern
unz
Zob
und
Der
Tro
unz
Zob
Daf
Der
Als
Alle
Zob
und
Der
Zob
Bie
Daf
An
Sel
Hät
Ze
Bat
Nim
Gni
Gra
An